

Die Oxfen.

Von Victor Marguerite.

Der alte Hauptmann erzählte von 1870/71: „Ja, kleiner, nicht nur die Menschen hatten während dieser trüben Zeit Leiden auszustecken. Aber was kam es im Vergleich zu den Leiden, die sich über ihnen entluden, auf die Plagen an, die das Vieh erdulden mußte! Immerhin verdient das Abenteuer der Oxfen von Laval, erzählt zu werden. Es gehört nicht zu den am wenigsten traurigen.

Am den 15. November 1870 herum hatte der Handelsminister befohlen, in dem Departement Mayenne eine große Anzahl Schlachtvieh zusammenzuziehen, bestimmt zu der Verpflegung von Paris, dessen Entzug man nahe herbeigekommen glaubte. So wurden in wenigen Tagen zwanzigtausendfünfhundert Oxfen hier zusammengetrieben.

Eine ungeheure Herde, häufig gebildet in diesen atem- und kopflosen Tagen, in denen die Minuten so gut waren wie Stunden, ein Gemisch von Tieren jeden Alters und jeder Rasse, unter denen man die blonden Kinder mit blauer Schnauze aus der Gegend des Kermellanalts erblickte, die mächtigen, braun und fast gestreckten Vendéer, die hochbeinigen Auvergnier Oxfen mit rotem Fell, die von der Garonne und die aus Navarra, und die magern Bretonen und die wuchtigen Normannen, Oxfen aus allen Ecken und Enden Frankreichs, zu Schiff herbeigeführt wie die fleischigen Durhams aus England oder im Zug herbeiführt von den verschiedensten und fernsten Weideplätzen. Allen lag noch ein Zittern in den ermatteten Gliedern und in den traurigen Blicken lebte Heimweh nach dem gewohnten Felde, vermischt mit der Betäubung der Reise. In großen dusteren Gruppen lagerten sie sich zwischen den Parkgittern und brüllten verzweifelt.

Wie die allenthalben in der Gegend angesammelten Truppen litten auch ihre abgemagerten Herden Hunger, diesen Hunger, zu dessen gieriger Stillung man sie zusammengebracht hatte. Seit Wochen irrten sie umher, als lebende Ware, hant herum mit den Herden, die nach dem Willen der jüdischen Viehhändler beider Nationen für den Feind bestimmt waren. Den deutschen Schlachtmeistern oder den französischen Schlachthammern vorbehalten, hatten sie dieselben Anstrengungen und dieselben Krankheiten gelitten; sie sollten unter demselben Geschick fallen, dessen Ragen ihre dumpfe Klage vorausahnte.

Am 2. Dezember wurden am Bahnhof von Laval elfshundert- und siebenzig dieser armen Tiere eingeladen und selbigen Tages, in fünf Jügen, über le Mans und Tours nach Orléans geschafft. Die Kriegsdelegation hatte von dem großen Ausfall Ducrots über die Marne Kunde erhalten: eine Depêche Trousseau, die unglücklicherweise zehn Tage Verspätung hatte, kam von Kristiania in Norwegen. Dort war der Postkoffer, der in Paris am 24. November aufgestiegen war, niedergegangen. Aber Ducrot war inzwischen schon geschlagen worden, am 30. bei Villiers-Coeuilly und am 1. Dezember bei Champigny.

Und während auf überfüllten Strecken lange, brüllende Jüge langsam nach einem Bestimmungsort geschoben wurden, den zur Stunde niemand kennen konnte, verloren wir Orléans. Das war nach Villepion, Coligny und der Schlacht unter den Mauern der Stadt der nicht vorhergesehene, jähe und unaufhaltsame Zusammenbruch der Loire-Armee, die sich drei Wochen früher am Vorabend von Coulmiers so stöckig aufgemacht hatte, um Paris zu Hilfe zu marschieren. Achtundvierzig Stunden übermenschlicher Anstrengungen nach drei Wochen langamer Demoralisation in der schmutzigen Unstätigkeit des Lagers hatten genügt, um in den Händen des Generals Aurelles alles sich auflösen zu lassen.

Ein unvergleichliches Schauspiel entrollt sich über Orléans, am Abend des vierten. D'Aurelles, der schon ohne Arme ist, benachrichtigt die Delegation; es wird nötig, die Stadt zu räumen. Gambetta, der von Tours zu der Gefahr eilt, findet in La Chapelle die Verbindung unterbrochen und muß blutenden Herzens zurück. Ein unerhörter Wirrwarr, ein schauerliches Durcheinander in den Vororten, in der Stadt, auf den Weiden, die zum Brechen vollgepropt sind, und auf dem anderen Ufer, auf dem es, soweit der Blick reicht, von Pfählungen wimmelt. Hotels, Kneipen, Häuser strengen von Offizieren und zerlumpte Soldaten. Sie zerklüftet alles, daß man sich, ohne auch nur den Finger zu rühren, aufgreifen lassen wird. Schon stehen die Sieger vor den Toren und verhandeln. Und über die Brücken, wo man sich todtrotzt, über die Loire, die im Dunkel gewaltige Eisschollen mit sich führt, flutet in hastigen Wogen die namenlose Panik dahin. ... Und als es in der Nacht halb eins schlägt, marschieren durch verlassene Straßen, an schwarzen Häusern vorbei, der Herzog von Weidenburg unter dem scharfen Klang der Pfeifen und dem Wirbeln der Trommeln ein.

In der Ferne läßt sich sofort die Rückwirkung vernehmen, der Schreck, einlagend in Menschenhaufen, die sich während durch einanderdrängen. Auf allen Landstraßen, längs der Eisenbahnlinie, wälzt sich der gewaltige Strom von Menschen, Dingen und Tieren in ungekehrter Richtung als vorher dahin, Verpflegungskolonnen, weggeführt von dem Weien der Niederlage. Die Eisenbahnzüge voll Schlachtvieh, die in dieses tolle Gewirr hineingeraten sind, bleiben Tage und Nächte verlassene auf Stationen liegen, wo sich Hunderte von Waggons ansammeln, oder sie schlittern auf den bereiften Schienen, indem sie mit erschütterlicher Langsamkeit dahintrollen. Die Oxfen erkranken in der Hitze und dem Dunst der geschlossenen Wagen oder klappern vor Frost auf den vergitterten Plattformen. Eine tobdringende Kälte lagert sich über die weißen, schneefleckenmarmierten Felder und rieselt mit unaufhörlichen eisigen Güssen vom Himmel nieder. Die erschrockenen Oxfen sind nur mehr ein einziges brüllendes Gland, viele sterben vom Fiebel weg, alle sind erschöpft von Untätigkeit und Kälte. Endlich, am 7. Dezember, langen sie an ihrem Abfahrtsplatz wieder an und werden auf dem Bahnhof von Laval aus den Wagen geladen, in denen sie, fast ohne jede Nahrung, seit sechs Tagen sauliten.

Und wieder strich die Zeit über diese Trupps schwindelüchtiger Tiere hin, von denen viele, mit hohler Planke, abgezehrt und verfallen, ohne Unterlaß buhlten. Auf die schmutzigen Schuppen und den verpumpten Parf ging nacheinander Regen, Hagel und Schnee nieder, ein Wechsel, der nichts als eine Steigerung der Leiden brachte. Andere Kinder kamen in großer Zahl an, so ermattet, so mit Schmutzkrusten bedeckt, daß das gleiche Gland die Verschidenheit der Rassen verwischte. Eine entsetzliche Abmagerung beraubte diese Tiere des Fleisches, weil sie das schlechte Heu verschmähten, das kaum ausgerichtet hätte, den vierten Teil zu ernähren und obendrein verdorben war.

Bald tauchten die Anzeichen der Rinderpest auf. Typhusfälle wurden festgestellt. Viele Tiere blieben hartnäckig liegen und rapselten sich unter Schlägen nur auf, um nach einigen schwankenden Schritten wieder zusammenzubrechen. Ein kurzer, heftigster Atem bewegte ihre Planken, ihre kalternde Haut mit hartem und gestäubtem Haar über dem knochengerüst der Rippen. Sie zitterten am ganzen Körper, bald vor Frost, bald vor Hitze und hoben dann, ohne sehen zu können, ihre roten und vertränten Augen. Eine wässrige Flüssigkeit rann aus ihren Nüstern.

Andere, die die Krankheit erst ergriff, bielten sich stumpfsinnig auf ihren vier Weinen aufrecht, unbeweglich mit gerichtetem Kopf und nach hinten fallenden Ohren. Ihr gewölbter Rücken krümmte sich. Sie lauten noch einen Freuen besudelten Deus, gähnten dann und fletschten die Zähne.

Am 12. Januar starben mehrere. Ihre trockene und rüfliche Schnauze, ihr schaumiger und stinfinder Speichel, ihre schwärzenden Waden ließen keinen Zweifel zu. Die schreckliche Seuche hatte sich fühlbar eingeschlichen, war gewachsen und brach jetzt aus: die Entbehrungen, die Kälte, die Märsche, gemeinsam mit den deutschen

Herden, gepackt von dem Uebel, das sie verbergen und verbreiteten, diese Pest, die in den russischen Steppen gefaunete Herden von dort eingeschleppt hatten, diese Pest, die sie schon über das Eliaß und über Lothringen getragen hatten, nach Hagenu, nach Weigenburg, nach Saargemünd und die jetzt, näher und näher, um sich griff, die so fürchtbar war, daß sie sich während zweier Jahre über 48 Departements ausdehnte und 67 000 Stück Ruyvieh vernichtete.

Sie zu belämpfen, gab es keine Heilmittel. Alles, im Gegenteil, trug sie weiter: die maßlose Strenge des Wetters, durch die in diesem Schicksalswinter von 71 die Natur selbst sich gegen uns verschoren zu haben schien, der fabelhafte Wirrwarr, der, mangels Nahrung und Betreuung, in einigen Tagen die kräftigsten Tiere in Skelette verwandelte und der die Straßen, die Wege, die Felder, die Plätze zu Taufenden mit Kadavern besäte, die dort verfaulten.

Zu allem Unglück vernichtete zur selben Zeit, da die Rinderpest sich auf die befallenen Herden von Laval warf, ein äußerster Schicksalsschlag bei Le Mans die zweite Loire-Armee, diese tapfere und unglückliche Armee, die Chanzy aus der Niederlage von Orléans gerettet und im blutigen Schmelzlofen der Schlachten von Joines umgegossen hatte, an diesen vier Tagen unsterblicher Fähigkeit, an der sich die Wucht der Sieger über Aurelles gebrochen hatte. Dann war der Rückzug auf Vendôme gekommen, die Kämpfe im Voir, der Rückzug auf Le Mans und endlich die Schlacht, die ganze Kette von Leiden und Mühen, die unser Unglück kennzeichnen.

Jetzt stürzte sich die Armee, außer Rand und Band, auf Laval. Und wie das Zurückfluten von Orléans schon die Kinder verjaagt hatte, indem man sie in Sabnzüge einpferchte, so trieb das Zurückfluten von Le Mans diese Massen in neue Leiden hinein. Befehl kam am 12., den ganzen Bestand mit der Eisenbahn nach Landerneau zu schaffen.

Aber als notwendige Folge des Unheils, das die Einnahme von Le Mans und der Rückzug von Laval darstellten, schoben die Militärbehörden die Jünilchörden bei Seite und legten am selben Tage die Hand auf den Bahnhof von Laval und die Schienenwege. Befehl, die ungeheuren Herden auf den Landstraßen zu ihrem Bestimmungs-ort zu bringen.

Der graufige Auszug begann. Mit der letzten Kraft schlepten sich die Tiere, verwüstet durch die unerbittliche Krankheit, längs der Straßen, die sie mit Keiern bedeckten. Wo sie vorüberzogen, verbreitete sich die Rinderpest und griff weit um sich. Nach einigen Tagen schickte die Westbahngesellschaft zweihundertfünfzig Waggons nach Lamballe, die die schwächsten Tiere aufnahmen, diejenigen, die von Müdigkeit und Krankheit erschöpft, nicht hatten weiter gehen können.

Die übrigen erreichten, so gut es ging, Landerneau. Aber so viel Glend gab ihnen den Rest; kein Stück konnte gerettet werden. Zu Hunderten gingen die Kinder ein, entkräftet vom Durchfall, an der Stelle, wo sie sich niederließen. Andere vom Schwindel gepackt, einen überreichenden Ausfluß an der Nase, stiegen heftig um sich, ebe sie mit einem Rud zusammenbrachen. Sie waren so mager, daß ihre Muskeln das Skelet durchscheinen ließen. Ein peitschialischer Geruch stieg aus dieser Anhäufung von Leben und Tod auf. Vierhundert Mann arbeiteten sich täglich mit der Einscharrung der Kadaver müde.

Um endlich diesen schauerlichen Todeskampf abzukürzen und dem unerträglichem Graus zu steuern, verlor man die Leberheißel auf zwei alte Schiffe, die „Goldene Brücke“ und die „Orinoto“, die aufs hohe Meer hinausgeteilt und durch Kanonenschüsse versenkt wurden.

Eine tragische Jrrfahrt das, nicht wahr? Und was für ein Ende nahm sie!

(Aus dem Französischen übertragen von Hermann Wendel.)

Plattdeutsch im Felde.

Unter den vielen Dialekten im deutschen Heere, die so zahlreiche neue Ausdrücke der Soldatensprache haben entstehen lassen, ist das Plattdeutsche durch seine Fülle drastischer Redensarten besonders fruchtbar geworden. Die folgenden Proben des Plattdeutsche im Felde finden sich in einer von G. J. Meyer gesammelten Zusammenstellung im nächsten Heft der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift der Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur „Quiddorn“. Die angeführten Ausdrücke kommen von dem 84. Infanterieregiment, das zum weitaus größten Teile aus Schleswig-Holsteinern besteht; sie sind zum Teil noch aus der Garnison mit übernommen, zum Teil erst im Felde gebildet worden: „Bemerkenswert sind zuerst Benennungen, die sich mit den neuesten technischen Kriegswertzeugen befassen; sie sind fast alle schallnachahmend gebildet worden. Schwirrt ein Luftfahrzeug jurend heran, so heißt es: „Hör, de Dampfboßcher (de Dampfmaschine) is al wedder an de Arbeit.“ Anstern die Maschinengewehr, so „is de Tippmannschell (Schreibmaschinist) al wedder tolgang“ oder „De Kaffeemochl raectert al wedder“ oder „Se sind al wedder bi to Holt haaken“ (auch für sehr lebhaftes Gewehrfeuer gebraucht). Durch gebürtige Hamburger ist dafür der Ausdruck geprägt worden: „Hör, de Bäderjung!“ oder „De Bäderjung klappert“.

Vegetarischerweise hat das Leben im Schützengraben die Bildung einer ganzen Anzahl plattdeutscher Soldatenausdrücke gefördert. Hier haben die Minen das besondere Interesse der Sprachbildner erregt. Ihrer eigenartigen Form wegen heißen die großen französischen Minen allgemein „Schlofferbüd“ im Gegensatz zu den kleineren Minen, die „Wuß“ genannt werden. Die deutschen Pioniere senden aber den Franzosen nicht weniger bödsartige Minen hinüber in eigenartigen „Kanonnen“, die „Minenhund“ oder „Minenschwein“ getauft worden sind. Kommen die Minen angeknüpft — man kann sie durch die Luft herantreiben sehen und alles duct sich — so ist „dide Lust“, ebenso, wenn Granaten und Schrapnells bedenklich nachkommen, uns gehörig „berasseln“, besonders die ganz großen „Drummer“, die s. B. „Dein“ und „Teije“ von Chalons oder „Jonny“ von Reims uns in unsere Kreidestellung in der Champagne hinüberschleuberten. Eröndt der Kanonendonner im weiterer Entfernung, so „sünd se dar al wedder mit'n Aufwaggen tolgang“ oder „se sünd bi to tegeln“.

Auch die Handwerkszeuge der Pioniere und Infanteristen, wie Schaufel, Spitzhacke und Spaten, sind nicht unbeachtet geblieben. Der Kasten des Feldfernsprechers heißt „Alontassen“ oder „Sappellassen“, die Leitung „Quasselschrippe“. Der Fernsprechtrupp wird „Sappellolonn“ genannt, die Telephonisten heißen wegen der Drahtgabelstöcke, die sie am Tornister tragen, „Anüppelsoldaten“. „Minisch, sappel Di bod!“ ist zu einem lebenden Ausdruck nicht nur der Telephonisten geworden, wenn sie bei mangelhafter Verständigung ihrem Kerger Lust machen wollen, der Ausdruck wird auch vielfach in der Truppe gebraucht, um einen „Quatscher“ oder ein „Augum“, das die Kameraden gerne „op de Rudel schuben“ (ankeln) mag, kurz abzufertigen. Die Feldbaustrümpfung wird bei dem monatlangem Gebrauch natürlich sehr mitgenommen, so daß der Woffenrock vieler Soldaten schlimmer aussieht als der „söhte Bengel“ (die 6. Garnitur, der Arbeitrock in der Garnison). Die Mühe verdient mit Recht den Namen „Speddedel“, da ihr unterer Rand von Schweiß und Staub ein fettiges Aussehen erhalten hat. Widerstandsfähiger ist die „Dunststiepe“, der Helm, wegen seiner Form auch wohl mit „Bique sie“ bezeichnet. Natürlich fehlt es auch nicht an Spitznamen unter den Kameraden. Wer irgendwie durch eine Beforderung auffällt, erhält sofort einen entsprechenden „Kofelnamen“: Der Langbeinige mit wiegendem Gang heißt „Dein Gummi“, der Kleine und Schwächliche „Dein Füt“ oder „Dein Stint“, einer mit großen Augen „Stiernkieker“, ein harter Esser „Kamerab

Rimmerfett“, ein Leutnantsbursche „Dein Finbroet“. Ein anderer Kamerad heißt gar „Kole Föt“, weil er im Schützengraben allzu häufig über „Kole Föt“ klagte.

Kleines Feuilleton.

Deutsche Schattenbilder.

Die in der Gemäldeabteilung von A. Wertheim in Berlin eröffnete Schattenbilder-Ausstellung von Käthe Wolff bildet eine sowohl rein künstlerisch wie auch kunsthandwerklich und kulturhistorisch interessante Schau. Sie zeigt vorzügliche Werke der Schattenbilderkunst, die mit Unrecht so oft von neuen Moden in den Hintergrund gedrängt wurde und doch trotz des manfelmütigen Geschmacks und der wechselnden Moden ihre reizende, schon vom rein ästhetischen Standpunkt erfreuliche Eigenart behauptet. Die gegenwärtige Ausstellung, die durch die Vermittlung der zahlreichen, die verschiedenen Gattungen der Schattenbilder vertretenden Werke die Möglichkeiten und Werte des Schattenbildes sprechend veranschaulicht, zeigt, daß der Silhouette im Reiche der Zeichnung und Malerei ein ständiger Platz gebührt.

Die Schattenbilderkunst läßt sich deutlich bis ins Mittelalter zurückverfolgen. Den französischen Namen „Silhouette“ erhielt sie durch einen launigen Zufall des öffentlichen Lebens. Sie wurde so nach dem französischen Generalkontrollleur Etienne de Silhouette getauft, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte und durch das von ihm eingeführte und befolgte nationale Sparparlamentssystem eine bekannte und vielfach verspottete Figur des damaligen Pariser Lebens wurde. Da die Schattenbilder damals gerade die neueste und am meisten besprochene Pariser Mode waren, nannte man sie nach dem geizigen Generalkontrollleur wegen der einfachen Art ihrer Herstellung und der Sparbarkeit der für sie verwendeten Materialien „Silhouetten“. Ihre Technik eignet sich am besten für die Wiedergabe von zwei Zeitmoden: des französischen Rokoko und des deutschen Biedermeier. Und die deutsche Geschmacksrichtung der letzten Jahre, die das Biedermeier — im Roman gleich wie im Kunsthandwerk! — wieder aufleben ließ, hat auch den Schattenbildern das erneute Interesse der Kunststifften zugewandt. Die merkwürdige Mischung, die Stellung zwischen Zeichnung, Malerei und Kunsthandwerk macht den eigenartigen Reiz des Schattenbildes aus.

Die von Käthe Wolff ausgestellten Arbeiten zeigen die außerordentliche Vielseitigkeit des Schattenbildes. Porträts, Stützen, Landchaften, Legenden; scharfe Zeichnung, Ernst und Komik — alles ist in buntem Wechsel vertreten. Die Porträts, meist Mädchenköpfe, zeigen Klarheit und Trefflichkeit der Charakteristik. Reizende Genrebildchen, die die Zeit des Biedermeier mit seiner Gemüchlichkeit, seinem gemächlichen Wit und schönheitsverständigen Reichtum wieder mit neuer Frische vor Augen zaubern, Scherze aus der buntenbewegten Kinderstube, ernste Stimmungsbilder — und vor allem alle die guten, alten deutschen Märchen ziehen an dem Beschauer vorbei. Sie allein schon beweisen die Daseinsfähigkeit und Daseinsberechtigung des Schattenbildes. Darum werden auch in den mit echtem Geschmack ausgestatteten Kinderbüchern die Märchen meist von Schattenbildern begleitet. Die Einfachheit der Partekunst, die reiche Kontrastwirkung des Schwarz-Weiß und die besonders auf dem Gebiete des Humors stark wirkende Konturenarbeit sichern den Märchen-Schattenbildern im voraus ihren Erfolg. Steis, seit es überhaupt Schattenbilder gibt — war die Märchenwelt das ureigenste Reich dieser Kunst. Und an den entzückenden, durch ihre fesselnde Lebendigkeit erfreulichen und auch künstlerisch durchaus ernsthaft zu wertenden Märchenreihen von Käthe Wolff erkennt man von neuem den Zauber dieser schwarz-weißen Wundergeschichten.

König für eine Nacht.

Stephan Bathorn, der ehemalige Fürst von Siebenbürgen, der seit dem Jahre 1875 den Königsthron von Polen innegehabt, war im Jahre 1888 gestorben und Reichsfürst Christoph Nicolaus Radziwyl, des polnischen Reiches Kastellan, berief den Reichstag für die Neuwahl auf den 18. August des folgenden Jahres. Fürst Radziwyl hatte wenige Jahre vordem eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande unternommen und auf dem Wege in Italien ein recht unangenehmes Abenteuer gehabt. Er war von Räubern seiner gesamten Barschaft beraubt worden und wäre in großer Verlegenheit gewesen, wenn ihm nicht ein Jude ohne jede Sicherheit nur auf sein Wort hin eine größere Summe geliehen haben würde. Von Radziwyl befragt, was er für ihn tun könne, um sich dankbar zu erweisen, sagte der Jude, daß in Polen ein Sohn von ihm, namens Saul, lebe; diesem möge der Fürst eine Gunst zuzuwenden. Nach Polen heimgekehrt, ließ denn auch Fürst Radziwyl alsbald den Juden Saul kommen, und da er in ihm einen gewandten, anstelligten Menschen erkannte, machte er ihn zu seinem Geheimdrescher.

Bei jener Königswahl nun standen sich zwei Parteien gegenüber. Radziwyl machte den Unterhändler zwischen den Parteien, wobei ihm sein Geheimdrescher Saul zur Seite stand. Der Kampf tobte hin und her, und der Abend nahte, ohne daß die Entscheidung getroffen war, obwohl nach altem Rechte die Wahl an einem Tage beendigt sein mußte. Da kam Radziwyl auf den Ausweg, man solle für die Nacht einen König wählen und unterdessen die Verhandlungen fortsetzen; habe man sich während der Nacht dann geeinigt, so könne am Morgen der nächste König abgesetzt und der eigentliche gewählt werden. Der Ausweg fand Beifall, seine Ausführung war aber nicht minder schwer. Von den Thronandidaten durfte es niemand sein, der Gewählte konnte sonst auf sein Recht pochen; irgendein Mächtiger des Reiches durfte ebenso wenig gewählt werden, er konnte leicht Anhänger werden und Schwierigkeiten bereiten. So wählte man Saul zum König von Polen für eine Nacht! Am andern Tage wurde dann Siegmund auf den Thron von Polen erhoben und König Saul dankte ab. Als Erinnerung aber an die Königsepisode nannte er sich Saul Wahl, und noch heute gibt es polnische Juden dieses Namens, die sich der „königlichen“ Abstammung rühmen.

Notizen.

— Vorträge. Ueber „Forschungen auf dem Gebiete des Erdmagnetismus“ spricht Dr. A. Kippoldt in der Dreptionsternwarte am Mittwoch, den 10. November, abends 8 Uhr.

— Musikchronik. Bernhard Jürgang veranstaltet am Dienstag, den 9. November, abends 8 Uhr, ein Konzert im Dom. — Das 43. Kriegshilfe-Konzert von Arnold Dreher findet am Mittwoch, den 10. November, abends 8 Uhr, in der St. Georgenkirche (Alexanderplatz) statt.

— Die bulgarische Sprache wird jetzt im Seminar für orientalische Sprachen in Berlin gelehrt.

— Die Lebensmittelpreise in Paris hat der „Figaro“ zum Gegenstande einer eingehenden Untersuchung gemacht und dabei festgestellt, daß zwischen den in den Markthallen und den in den Verkaufsläden der inneren Stadt angebotenen Preisen eine bedeutende Spannung besteht. Es folgt z. B. (die ersten Preise sind die Hohen, die zweiten die Ladenpreise): 1 Kilo Rindfleischbraten 4,60—4,80; 1 Kilo Rumpstüß 3,80—5,20; 1 Kilo Hammelkeule 3,30—4,40; 1 Kilo Hammelrippchen 3,60—6,00; 1 Kilo Schollen 6,50—8,00; 1 Kilo Schweizerkäse 3,60—4,40; 1 Kilo Holländer Käse 4—4,80. Kartoffeln kosten 0,20—0,25 (Kilo). Auch Gemüse beginnt stark anzuziehen. Ein Kangel an Lebensmitteln ist angeblich nicht vorhanden, und der „Figaro“ fährt die nicht wegzuleugnende Zenerung auf den Lebensmittelhändler gewissenloser Händler zurück.

